

## Ein Heim

Kein Bus, keine Straßenbahn nach Acht. Kein Weihnachtsmarkt. Kein Stadtgeschehen. Und vorher alles leer. Jetzt ein voller Pavillon. Mehrere volle Pavillons. Krankenhausbetten stehen zerstreut auf dem Gelände herum, mitten am Asphalt, auf der Straße des ehemaligen Krankenhausgeländes und wirken so zerstreut und deplatziert, wie sich die BewohnerInnen fühlen könnten. Alles Menschen aus anderen Ländern. Mit Ausweis, ohne Ausweis, mit Kindern - und ganz alleine. Jung, alt, weiblich, männlich, dick und dünn. Alle haben keinen Ort oder vielmehr nur diesen hier. Das haben sie gemeinsam. Die Betten werden von ihnen herumgeschoben, von einem Pavillon zum anderen Pavillon. Der Eine hat dem Anderen irrtümlich die Betten geklaut. Jetzt müssen sie alle wieder zurück. Denn neue Leute sind angekommen, haben es geschafft übers Meer, die Berge und durch den Krieg. Die Erwachsenen schieben, die Kinder werfen sich drauf, lassen sich schieben, lachen, kullern runter. Behindern die Erwachsenen bei der Arbeit. Die Arbeit des Bettenschiebens. Des momentanen Wiederaufbaus. Des vorläufigen zu Hause Einrichtens. Manche Betten haben Matratzen und Kabel dran, zum Auf und Nieder bewegen des Kopfes und zum Verstellen der Höhe. Manche haben nur einen Lattenrost. Da lassen die Kinder die Finger davon. Die Betten stehen Schlange - wie die Menschen bei der Essensausgabe. Warten auf den Lift. Ein Bett stellt sich nach dem anderen an. Wartet geduldig - wie die BewohnerInnen. Immer nur eines geht rein. Wird dann hochgefahren in die oberen Stockwerke, die leeren Zimmer. Dort hineingeschoben. Abgeschoben oder Aufgenommen. Positiv oder negativ. In den anderen Zimmern des Pavillons Nummer zehn sind Zelte aufgebaut. Zwei Zelte pro Zimmer. Und darin vier Leute. Macht acht Leute pro Zimmer. Manche kennen sich, sind eine Familie, manche nicht, kommen aus verschiedenen Ländern, praktizieren verschiedenen Religionen.

Ich hole aus einem der Zelte Rucksäcke und Plastiksäcke mit Kleidung und Windeln. Sie sind von der Frau und ihren drei Kindern, die unten im Büro sitzen. Wir schleusen die Familie ohne Mann aus dem Heim, ganz geheim. Nur der Taxifahrer darf die Adresse des Frauenhauses wissen, ich darf sie nicht laut aussprechen, damit die Frau sie nicht doch dem Mann, der sie ständig anruft, weitergibt. Danach gehe ich in die Küche. Gleich kommen drei Bewohner auf mich zu und bedienen mich mit Chai, warmem Kichererbsensalat und Brot. Ich habe das Gefühl, ihnen was wegzuessen, aber traue mich auch nicht, deren Gastfreundschaft abzulehnen. Ich lerne ein paar Wörter auf Farsi und Arabisch. Kann sie mir nicht merken. Sie scherzen mit den deutschen Wortbrocken, die sie bereits gelernt haben. Lachen. Ich frage zum dritten Mal. „Marhaba“ und „Is Mi Sonja?“ und „Mej“? Stimmt, sagen sie. Ich freue mich. Und sie sich auch.